

**VOM JUNGEN,
DER KEIN KIND SEIN WOLLTE
ROMAN**

Von nobler Herkunft, einem weißen Dreieck,
von *accubare*, Verrat, amourösen Abenteuern,
wilden Zeiten und einem
unvergleichlichen Lebensgefühl

LESEPROBE

(Auszüge)

**CONSTANTIN
VON
LEBOUR**

I
Die späten Jahre I

II
Wie alles anfang

III
Orientierung

IV
Als es ernst wurde

V
Reif

VI
Die späten Jahre II

I

Die späten Jahre I

Die späten Jahre I

Die späten Jahre I

Es ist schon später Vormittag. Dennoch fühlt er sich abgespannt. Dabei war er nicht spät zu Bett gegangen und hatte auch nicht allzu viel getrunken. Der morgendliche Zustand ist ihm seit Längerem vertraut. Er führt die Befindlichkeit auf sein Alter zurück. Noch nicht alt, aber eben auch nicht mehr mitten im Leben, so empfindet er es. So sieht er sich – mit etwas über sechzig.

Er steht im Bad, schaut im Spiegelbild gegenüber an sich herunter. Er weiß, dass er sich glücklich schätzen darf, ja muss, so auszusehen, wie er aussieht. Und das, ohne sich je bewusst ernährt oder regelmäßig Sport getrieben zu haben. „Gute Gene“, murmelt er. Dunkler Teint, glatte Haut, keine auffälligen Altersflecken, Warzen, Krampfadern oder sonstige Alterserscheinungen.

Wesentliches Zeichen der Alterung sind die grauen Haare, die den einst dichten, fast schwarzen Locken gefolgt sind. „Silbergrau“, versöhnt er sich.

Er putzt sich die Zähne. Rasieren würde er sich heute nicht.

Sein Blick fällt auf das Tischchen neben ihm und er überlegt, eine der Pillen zu nehmen, die dort liegen. Für den Nachmittag ist er mit Henriette verabredet.

Eigentlich braucht er die Pillen nicht. Noch funktioniert er ganz gut, wie er findet. Aber eben nicht mehr wie früher. Statt das blaue rautenförmige Präparat, nutzt er auf Anraten einer früheren Freundin, einer Ärztin, die im Original tropfenförmigen Pillen, die es jetzt auch als Generika gibt. „Deren Wirkung hält deutlich länger an“, hatte sie, die Freundin, die Ärztin, ihm zugeraunt. In jedem Fall weiß er, mit einer der Pillen ein fantasievolles Liebesabenteuer gut durchzustehen.

Er hatte Henriette vor drei Tagen zufällig auf der Straße getroffen – wiedergetroffen. Es ist ein paar Jahre her, dass sie sich zuletzt gesehen haben.

Damals wohnte sie noch in einer anderen Stadt, in der er wiederkehrend zu tun hatte. Damals war er noch verheiratet.

Er denkt an die kurzen Blicke, an die wenigen Gesten und Sätze, an die kaum spürbaren flüchtigen Berührungen, die bei ihrer ersten Begegnung ausgereicht haben, um ein Feuerwerk ungestümen Verlangens auszulösen. Nie trug sie einen BH unter den engen Blusen, wenn sie sich trafen – in Restaurants, einer Bar, in Ausstellungen.

Eine Trennung von seiner Frau war für ihn aber nicht in Betracht gekommen. Zumindest damals nicht, und nicht wegen ihr, Henriette.

Später, als er sich von seiner Frau getrennt hatte, wegen einer anderen Frau als Henriette, war Henriette plötzlich nach München gezogen. Vielleicht, so vermutete er damals, in der Hoffnung, doch noch mit ihm zusammenzukommen, wenn sie erst einmal in seiner Nähe wohnte. Doch er war mit der anderen Frau – dem Trennungsgrund – viel zu beschäftigt, um diesen Gedanken zu vertiefen. Der Trennungsgrund währte allerdings nicht allzu lange – die Trennung von seiner Frau war dagegen für immer.

Jetzt hat er Henriette also wiedergetroffen. Zufällig, und sie würde um vierzehn Uhr zu ihm kommen.

Seit einiger Zeit ist er solo, unabhängig, frei – ein für ihn ungewohnter Zustand. In seiner Sturm- und Drangzeit reihten sich die Beziehungen nahtlos aneinander, wenn sie sich nicht gar überlappten. Das waren aber andere Zeiten – und lange her.

Seit seiner Scheidung hatte er Verhältnisse, die man im Angelsächsischen als Friends-with-Benefits beschreibt. Der neue Zustand jetzt – das Ungebunden-Durchs-Leben-Gehen – sagt ihm zu. Er verspürt keine Ambitionen, sich auf eine feste Beziehung, auf Verpflichtungen, auf Verantwortung die dann von

ihm abverlangt, von ihm eingefordert werden würde, einzulassen. Jedenfalls derzeit nicht.

Und nun kommt also Henriette. In weniger als drei Stunden würde sie da sein. Sie haben bei der Verabredung nicht besprochen, was sie unternehmen werden. Sie hat nur sofort zugesagt, zu kommen.

Eine Pille nehmen, ja – nein? Er überlegt. Er geht davon aus, dass sie mit ihm schlafen würde – oder wollen würde –, wenn er es auch will. Er ist sich aber nicht im Klaren darüber, ob er das möchte. Einem Nachmittag mit Benefits, einem Schäferstündchen mit ihr, würde er sich nicht verweigern, gesteht er sich. Aber in keinem Fall steht ihm der Sinn danach, sich anschließend mit Hoffnungen ihrerseits auseinanderzusetzen. Sein Alleinleben stand nicht zur Disposition.

Unschlüssig schaut er hinaus – aus dem Fenster. Herrliches Wetter, keine Wolke am Himmel. Und überall Anzeichen von Frühling. Die Bäume treiben Blätter aus und der Rasenstreifen zwischen Bürgersteig und Fahrstraße leuchtet in zartem frischem Grün.

Er denkt an seine erwachsenen Kinder. Sein Ältester ist verheiratet, und er wartet darauf, demnächst Großvater zu werden. Das würde er mit der gleichen Fassung – und hoffentlich Würde – tragen wie die Tatsache, nicht mehr mitten im Leben zu stehen.

Seit er nach der Scheidung Begegnungen seiner Kinder mit der jeweilig aktuellen Dame zuließ, stellt sich anlässlich solcher Treffen meist ein schlechtes Gewissen bei ihm ein. Dabei weiß er, dass diese Frauen seinen Kindern gleichgültig sind. Dennoch: Er wird das Gefühl nicht los, seinen Kindern mit der Scheidung Leid angetan zu haben. Hatte er sie verraten? Hatte er sich selbst verraten? Oder beides? Die Abwägung treibt ihn immer wieder um – mal mit Bitterkeit, mal mit nüchterner Rationalität.

Ein Trost bleibt: Die Frauen sind nicht im Alter seiner Kinder, vor allem seiner Tochter, sondern meist nur wenig jünger als er. Er ist sich sicher, seine Kinder sind froh darüber.

Sein neues Leben, solo, ist eine Erfahrung, die sich nicht nur gut, sondern überraschend richtig anfühlt. Und das Wichtigste dabei: Er fühlt sich nicht einsam. Genau davor hatte er immer unterschwellig – wenn er ehrlich ist – abgrundtiefe Angst gehegt – vorm Alleinsein, vor Einsamkeit.

Henriette – vierzehn Uhr – die Pille. Was würden sie unternehmen? Sich hinsetzen und erzählen? Hinaus auf einen Spaziergang gehen? Einen Rundgang durchs Haus machen? Sie kennt sein Zuhause nicht. Dabei würden sie zwangsläufig im Schlafzimmer vorbeikommen. In Gedanken spielt er die Szenarien durch.

Sie sieht, wie er festgestellt hatte, als sie sich vor drei Tagen so zufällig wiederbegegnet waren, toll wie eh und je aus. Er ist sich sicher, sie würde seine Instinkte wecken, wenn sie erst einmal da ist. Sie weiß, wie sie ihn provozieren, sein Verlangen beflügeln kann. Wenn sie um vierzehn Uhr hereinkommt, wird ihm ein Blick genügen, um zu ahnen, was ihre Absicht sein könnte.

Er beendet seine morgendlichen, noch etwas vernebelten Erinnerungen und Überlegungen.

Er sieht zu dem Blister mit den Pillen, und der immer gleiche Gedanke erfasst ihn bei der Entscheidung, ob Ja oder Nein: Früher, als er jung war, haben die Mädels, die Frauen, die Pille genommen, damit auch ganz sicher nichts Ungewolltes passierte. Heute nehmen die reifen Herren, nimmt er die Pille, damit das Gewünschte auch ganz sicher passiert.

Er entscheidet sich gegen die Pille, geht unter die Dusche, und denkt daran, wie alles anfang.

II

Wie alles anfang

Wie alles anfang
Stolpersteine
Frau Schaffer und das weiße Dreieck
Orientierungslos
Aufgeklärt
Blühende Fantasie
Familie I
Gewalt und Güte

.....

Keine Lust mehr
Kommunikation hat ein Geschlecht
Erwachsen werden

.....

Wie alles anfang

Die Voraussetzungen waren bestens, jedenfalls waren sie so, dass Hoffnung bestand, dass alles gut werden würde. Aber natürlich weiß man im Vorhinein nie, was Menschen aus ihrem Leben machen oder was das Leben mit den Menschen macht.

Für Christiaan standen die Vorzeichen jedenfalls günstig. Als er zur Welt kam, herrschte seit mehr als zehn Jahren ein Frieden, wie Europa ihn noch nie erlebt hat. Na gut, das Land war geteilt. Zwei Supermächte hielten sich entlang einer realen und einer geistigen Mauer gegenseitig in Schach. Er hatte das Glück, so sah er das jedenfalls irgendwann, auf der richtigen Seite die Trennlinie geboren zu sein.

Die wirtschaftliche Lage verbesserte sich zusehends, die sichtbaren Narben des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte schlossen sich nach und nach, bescheidener Wohlstand breitete sich aus, und die Menschen fingen an, ihre Nachbarn, die sie zuletzt annektiert oder überfallen hatten, als Urlauber heimzusuchen.

Er war in ein nobles Geschlecht mit klangvollem Namen, einer 800-jährigen Geschichte und mit einem gewissen Wohlstand hineingeboren worden – als Stammhalter. Der Treppenaufgang des Elternhauses war gesäumt mit Bildern von Vorfahren in prachtvollen Gewändern oder Uniformen mit leuchtenden Orden auf der Brust, und mit Damen in großen Roben. Stiche von Landgütern und Stadtpalais, die einst den Vorfahren gehörten, und die durch Kriege, Feuersbrünste, Hochwasser, Trunksucht oder Spielschulden untergegangen waren, schmückten die Wände.

Er erhielt mehr Vornamen, als in seinem Kinderpass Platz fanden. Ein Album, das seine Mutter seit seiner Geburt mit Texten, Fotografien und

eingeklebten Erinnerungsstücken versah, zeugt davon, wie erleichtert alle waren, dass ein männlicher Nachkomme den Namen der Familie forttragen würde. Ein anderes Denkmodell gab es nicht. Jedenfalls in seiner Familie nicht.

Die ersten Seiten des Albums beklebte die Mutter mit den eingegangenen Glückwünschen – Telegramme und Karten – dem Etikett einer Flasche guten Sekts, einer Haarlocke des Stammhalters und der Geburtsanzeige.

Sogar der Vater brachte seine Freude über die Geburt eines Sohnes durch einen kurzen, handschriftlichen Eintrag zum Ausdruck. Immerhin – der Vater war schließlich meist sehr beschäftigt, hatte laufend wichtige Termine und entsprechend wenig Zeit für solche Dinge. Unter der Woche arbeitete er in einem Büro in der Innenstadt. An den Wochenenden musste er sich um den Besitz auf dem Land kümmern. Der stand seit Generationen im Eigentum der Familie. In Christiaans Wahrnehmung war der Vater im Familienleben wenig präsent.

In den Wintermonaten, als es noch richtig kalt war und noch viel Schnee gab, fuhr der Vater wochenends seltener aufs Land. Dann sperrten sich die Eltern zu einem, wie sie sagten, Mittagsschlaf ein. Auch Christiaan und seine ältere Schwester sollten sich in ihren Zimmern beschäftigen – bei geschlossener Tür.

Mittagsschlaf? Das machten doch nur Kleinkinder, wunderte er sich jedes Mal und ärgerte sich darüber, ausgeschlossen zu sein. Irgendwann wurden die Winter wärmer und der Schnee weniger – dafür die Ehe der Eltern kühler. Fortan verbrachte der Vater auch fast jedes Winterwochenende auf dem Land.

Als Junge erkannte Christiaan, dass die Menschen dort mit den Mitgliedern seiner Familie, vor allem mit dem Vater, einen anderen Umgangston pflegten als untereinander. Er beobachtete, wie sie dem Vater, eine stattliche Erscheinung, groß, mit breiten Schultern, dichtem schwarzen, gewelltem Haar, widerspruchslose Unterwürfigkeit entgegenbrachten.

Wie es sich für einen Landherren gehörte, trat sein Vater stets mit Sakko oder Trachtenjacke, nie ohne Krawatte und immer mit Hut in Erscheinung. Wenn der Vater die Stimme erhob, kehrte Ruhe ein, niemand widersprach, und alle lachten, wenn der Vater fand, dass es Zeit war zu lachen. Seine Stimme war dunkel und klar. Selbst wenn er leise sprach, was selten vorkam, erreichten seine Worte jeden in der Runde.

Ein schwerer goldener Siegelring mit einem dunkelblauen Stein, auf dem das Familienwappen und darüber eine Krone eingraviert waren, zierte den kleinen Finger seiner mächtigen Linken. Christiaan wusste: wenn der Vater die Hand mit dem Ring aufsetzte, wurde der Raum mit einem vernehmlichen Ton erfüllt. Ständig wurde bei allen Anwesenden so die Präsenz des Vaters wachgehalten. Der Schlag, den der Ring hinterließ, war auch Ausdruck der väterlichen Urkraft und manchmal Urgewalt, mit der er seine Umwelt gelegentlich barsch, meist aber grundlos zurechtwies. So nährte er seinen Anspruch auf Respekt.

Er beobachtete den Vater, wenn dieser zwischen Grundstücksnachbarn, Pächtern, Jägern, Mitgliedern des Musikvereins, des Schützenvereins und der Freiwilligen Feuerwehr saß. Nie passte der Vater in seiner Erscheinung in die Beizen, in denen die Männer zusammensaßen. Dennoch war er nie Fremdkörper in den Runden. Vielmehr hatte Christiaan das Gefühl, dass alle um den Vater herum an dessen Lippen hingen – und war stolz auf ihn. Er selbst sollte, wenn er dabeisitzen durfte, still sein.

Als kleiner Junge bettelte er häufig darum, mit dem Vater übers Wochenende aufs Land mitfahren zu dürfen. Die Zeit vor Ort und die Nächte verbrachte er allerdings nicht an der Seite des Vaters, sondern bei einer Pächterfamilie, die gleichaltrige Kinder hatte und sich, wie er später erkannte, genötigt sah, auf ihn aufzupassen. Pünktlich zur Heimfahrt holte der Vater ihn

wieder ab. So kam er in Form der Hin- und Rückfahrt in den Genuss gemeinsamer Zeit mit dem Vater.

Auf den Autofahrten rauchte der Vater regelmäßig filterlose Zigaretten, Roth-Händle oder Gitanes, oder Zigarren, worauf Christiaan ebenso regelmäßig schlecht wurde. Dann griff der Vater ebenfalls regelmäßig im Seitenfach der Fahrertür nach einem der mit braunem Packpapier umwickelten Fläschchen, riss das Papier ab, öffnete den roten Schraubverschluss, und ordnete an, den Inhalt zu trinken – das würde helfen. Meist gönnte sich der Vater auch ein, zwei Fläschchen während der weiteren Fahrt.

Im Erdgeschoss des schmucklosen Neubaus, in dem Christiaan und seine Familie anfänglich in München wohnten, befand sich eine Konditorei. Dort bekamen Christiaan und seine Schwester vom Vater gelegentlich schokoladenüberzogene, mit Sahne gefüllte Waffelröhrchen – Schlotfeger. Jedes Mal kehrten er und seine Schwester schokoladeverschmiert von dort nachhause zurück, weswegen die Mutter von den Vater-Kinder-Ausflügen nicht begeistert war. Für den Vater waren die Ausflüge perfekt: Mit geringem Aufwand konnte er den Kindern Freude bereiten. Alles weitere überließ er seiner Frau.

Zunehmend bemerkte Christiaan die Verstimmung zwischen den Eltern, wenn der Vater einen Besuch in der Konditorei ankündigte. Noch bevor er mit dem Vater den Laden betrat, bekam er ein schlechtes Gewissen – und akzeptierte das als Preis für die gemeinsamen Momente. Wenn er mit der Mutter die Konditorei betrat, um Kuchen zu kaufen, meldete sich das vertraute Schuldgefühl bei ihm.

Drei Jahre war er alt, als er noch eine Schwester bekam. Die Wohnung wurde gegen ein Haus am Park getauscht. In seiner späteren Beobachtung lief die kleine Schwester gleichermaßen unauffällig wie unbeachtet mit. Als

Erwachsener kam ihm der Verdacht, dass sich die Eltern auch deshalb nicht besonders für sie interessierten, vor allem der Vater nicht, da sie als Mädchen, so seine Vermutung, kein potenzieller Ersatz für ihn als Stammhalter war.

Stolpersteine

Die ersten Stolpersteine in seinem Leben bescherte ihm die Schule – eine Einrichtung, die für ihn und alle Beteiligten ein aufregendes, manchmal ein aufreibendes Kapitel wurde. Zudem sollte das Kapitel länger anhalten als vorgesehen. Es dauert einige Zeit, bis sich ihm der Ernst der Lage erhellte, und das auch nur allmählich.

In jedem Fall ging er aber gern zur Schule. Heimat- und Sachkunde sowie Schulausflüge lagen ihm. Bei handwerklichen Aufgaben war er froh, ums Stricken herumzukommen. Nicht, weil das Mädchenkram gewesen wäre. Vielmehr strengten ihn Arbeiten, die Präzision und Ausdauer abverlangten an. Linoleumschnitte anfertigen war da schon etwas anderes, auch wenn er sich regelmäßig das Rundmesser in die Hand rampte und ein Blutbad anrichtete.

Rechnen und Lesen fielen ihm schwer, richtig schwer. Vor der Klasse vorlesen zu müssen war ihm ein Graus – versetzte ihn in Panik.

Lieber schrieb er Erlebnisaufsätze, in denen er seiner ausschweifenden Fantasie freien Lauf lassen konnte. Da tauchte dann schon mal eine Lawendeltreppe in einem alten Gemäuer auf. Die Lehrerin las der Klasse seinen Aufsatz vor, was ihn bis zu dem Moment stolz dasitzen ließ, bis alle bei der Lawendeltreppe in brüllendes Gelächter ausbrachen.

Zuhause hoffte er auf mehr Anerkennung für den Aufsatz, auf den er so stolz war. Er zeigte ihn der Mutter. Auch die begann zu lachen, als sie zu der Stelle mit der Lawendeltreppe kam. Christiaan verstand die Welt nicht mehr. Kinder, die andere Kinder auslachten, fand er schon gemein und blöd. Dass ihn aber auch seine Mutter auslachte, war unfassbar. Bei alledem erklärte ihm niemand, dass Lavendel und Wendeltreppen nichts miteinander zu tun haben.

Von Klassenkameraden hörte er von Urlaubszielen im Ausland: Italien, Spanien, Jugoslawien. Davon erzählten die anderen Kinder seiner Klasse – während er fast alle Ferien auf dem Land, in dem Forsthaus der Familie verbrachte – fast jedes Jahr Osterferien, Pfingstferien, Sommerferien, Herbstferien, manchmal Wochenenden, später auch die Weihnachtsferien: immer das Forsthaus.

Meist war die Mutter mit den Kindern in dem auf fast tausend Meter gelegenen Haus sich selbst überlassen, während der Mann und Vater seinen Verpflichtungen mit den anderen Waldbesitzern, den Bürgermeistern, Jägern, den Mitgliedern des Schützenvereins, des Musikvereins oder der Freiwilligen Feuerwehr nachging. Manchmal kam sogar der Landrat dazu.

Wenn der Vater spätnachts zurückkam, zählte er beim Hochgehen in den ersten Stock die Treppenstufen. Kam er nicht auf vierzehn, ging er die Treppe wieder hinunter und erklomm diese abermals – so lange, bis alle vierzehn Stufen vollzählig waren.

Von außen erschien das Haus einladend und geräumig. Tatsächlich war es dunkel. Die Wände waren in dunklem Holz, die Fenster klein, weswegen an grauen Tagen auch tagsüber das elektrische Licht brannte – mal heller, mal schwächer flackernd.

Die Ausstattung des Hauses konnte als romantisch durchgehen. Hinter einem Vorgang im Flur befand sich ein Waschtisch mit Kaltwasser. Warmwasser wurde mit Kannen aus dem Wassertank des Holzherds in der Küche geholt: Katzenwäsche. Die Toilette war ein Plumpsklo mit Kannenspülung – zugegebenermaßen mit schöner Aussicht. Meist wurde das Haus nach der Winterpause zu Ostern erstmals wieder geöffnet. Tausende von toten Fliegen, die auf den Fensterbänken und auf dem Boden um die Fenster lagen, mussten dann weggekehrt werden. Die meisten zerfielen beim Kehren.

Gelegentlich sollte die Mutter ihren Mann zu offiziellen Anlässen begleiten. Dann kam Rosemarie aus dem Dorf hoch zum Forsthaus, und beaufsichtigte ihn und die Schwestern.

Rosemarie fing Fliegen mit der Hand, sperrte sie in leere Streichholzschachteln und setzte die Schachteln auf die immerwährend heißen Ringe des Holzherds in der Küche. Darauf war kurz ein wildes Summen zu hören, bis die kleinen Kistchen in Flammen aufgingen.

Wenn Rosemarie fand, dass die Kinder nicht artig waren, mussten sie, meist Christiaan, an einer Flasche mit ätzendem Inhalt riechen. Das tat gehörig weh in der Nase.

Ihren Eltern erzählten sie nichts von Rosemaries Taten.

Gelegentlich fanden dann doch auch noch Familienabende im Forsthaus statt. Beim Kartenspielen. Der Vater amüsierte sich prächtig. Er gewann ständig – bis die Kinder herausfanden, dass er schummelte.

Frau Schaffer und das weiße Dreieck

Die Enttäuschung seiner Eltern, insbesondere des Vaters, über seine schulischen Leistungen, blieben Christiaan nicht verborgen. Jedenfalls glaubte er, dass sich der Vater lieber mit dem Nachbarsjungen, der die Schule mit Bravour meisterte, unterhielt, als mit ihm.

Seine Schwächen standen allerdings im Widerspruch zu seinem Sprachgeschick und sonstigem Eifer, weswegen die Lehrerin eine Untersuchung empfahl. Er sollte zu einem Psychologen. Was auch immer ein Psychologe war, es konnte nichts Gutes sein, vermutete er und war tief besorgt.

Der Psychologe entpuppte sich als Psychologin, Frau Schaffer, und Frau Schaffer wurde Christiaan erste Liebe. Da war er immerhin schon acht Jahre alt.

Mit der Mutter fuhr er zu der Psychologin. Sie parkten vor einem der wenigen hohen Häuser der Stadt. Als Frau Schaffer die Tür öffnete, kam die Mutter zu seiner Überraschung nicht mit hinein. Sie verabschiedete sich vom Gang aus mit dem Hinweis, ihn in zwei Stunden abzuholen.

Da stand er nun, in mitten eines großen Wohnungsflurs, von dem mehrere Türen abgingen. Zwei standen offen. Er schaute in die Räume. Alles war hell und sah ganz anders aus, als er es erwartet hatte – und als zuhause. So sieht doch keine Praxis aus, dachte er.

Dann nahm er Frau Schaffer wahr. Sie war groß, größer als die Mutter. Sie hatte lange glatte hellbraune Haare, die offen herunterhingen, und die sie sich immer wieder mit schnellen Handbewegungen, mal auf der einen, mal auf der anderen Seite, hinters Ohr steckte.

Was sollte er tun, was wurde von ihm erwartet? Konnte er etwas falsch machen? Wie sollte er sich verhalten? Er merkte, wie seine Hände vor

Aufregung feucht geworden waren. Die Gedanken und seine Ungeduld überschlugen sich, es rauschte in seinem Kopf.

Eine Tür ging auf. Ein Mann kam heraus, lachte ihn an und hielt ihm zur Begrüßung die Hand entgegen. Es war ihm unangenehm, dem Mann die feuchte Hand geben zu müssen. Dann drehte sich der Mann zu Frau Schaffer. Er legte einen Arm um ihren Rücken, gab ihr einen Kuss auf den Mund, und ging in ein anderes Zimmer. Frau Schaffer hatte den Mann angestrahlt und ihm nachgesehen.

Christiaan fiel auf, seine Eltern sich noch nie küssen gesehen zu haben.

Frau Schaffer führte ihn in ein Zimmer. Wie zuvor verspürte er Beklommenheit. Er sah sich um. Zwei Stühle standen einander gegenüber. Das waren ganz andere Sessel als solche, wie er es von zuhause kannte. Es waren Halbschalen, aus silbernem Metallgeflecht, mit eingelegten schwarzen Lederpolstern. Zwischen den Stühlen stand ein niedriges Tischchen. Er schaute aus dem bodentiefen Fenster. Sie mussten in einer der oberen Etagen sein – er konnte das Zentrum sehen, erkannte Kirchtürme und das Rathaus.

Dann fiel sein Blick wieder auf Frau Schaffer. Sie trug ein kurzes rotes Kleid. Es lag eng an – zeichnete die Konturen nach – entlang der Brüste, der schmalen Taille und in einem Schwung ihrer Hüfte. Die Frau sah so ganz anders aus als die Mutter, oder seine Lehrerin, die beide immer weite Blusen und lange Röcke trugen. Er wusste nicht, was es war, aber Frau Schaffer gefiel ihm gut – richtig gut.

„Setz Dich“, ermutigte sie ihn.

Er setzte sich – und versank. Er lag mehr, als dass er saß. Er musste eine Position finden, um in der Schale gerade sitzen zu können. Das hatten ihm die Eltern beigebracht – immer aufrecht sitzen. Frau Schaffer wirkte in ihrem Sessel langgestreckt, wie hingegossen statt sitzend. Sie stemmte ein Klemmbrett mit

Papier in ihre Taille. Irgendwann fiel ihm auf, dass sie ihre Haltung unverändert beibehielt.

Er trat die Flucht nach vorn an und wandte seine bewährte Methode an: Menschen in Gespräche verstricken. „Sie haben eine tolle Wohnung, und so groß“, legte er los.

„Ja, das brauchen wir auch. Schließlich arbeite ich nicht nur hier, sondern wir wohnen auch hier.“

„Arbeitet Ihr Mann auch hier in der Wohnung, macht er das Gleiche wie sie?“, verfolgte er seine Taktik.

„Das ist nicht mein Mann. Das ist mein Freund. Er heißt übrigens auch Christian, wie Du, aber mit nur einem ‚a‘, und er studiert noch.“

„Dann verdient Ihr Mann noch kein Geld? Müssen Sie das tun?“

„Nochmals: Christian ist nicht mein Mann, sondern mein Freund. Und ja, ich verdiene bei uns das Geld. Er muss sein Studium noch abschließen. Er ist ein bisschen jünger als ich.“

Sein Weltbild geriet ins Wanken. Wenn Mann und Frau zusammenleben, müssen sie doch verheiratet sein?, überlegte er. Und der Mann ist dabei der Ältere, und der Mann verdient das Geld. So wie bei seinen Eltern. Zugleich imponierte ihm das alles genauso wie die Leichtigkeit, mit der Frau Schaffer von Dingen sprach, die er nicht kannte.

Darauf wollte er das Gespräch in seinem Sinne fortsetzen, aber Frau Schaffer überließ ihm nicht mehr die Regie. Sie fing an, ihn alles Mögliche zu fragen, und machte sich Notizen. Dann sollte er Übungen machen – Wörter schreiben, Zahlen und Zahlenreihen lesen, und Wort- und Zahlensysteme erkennen. Großen Spaß bereitete es ihm, in unregelmäßigen Farbkleckschen Gegenstände zu entdecken und Geschichten dazu zu erfinden.

Er entwickelte zunehmende Begeisterung für das Zusammensein mit der Psychologin.

Während er ihr gegenüber saß, konnte er nicht anders, als das kleine weiße Dreieck unter dem kurzen Kleid, dort, wo ihre Beine übereinandergeschlagen waren, immer wieder anzusehen. Er war sich sicher, dass es sich nicht gehörte, dorthin zu gucken. Er tat es trotzdem – hin und wieder, immer wieder, heimlich, kurz. Eine Magie, eine unheimlich aufregende Kraft ging von dem Dreieck aus. Er verstand die Anziehung nicht. Aber er spürte, wenn er dorthin, zu dem weißen Dreieck sah, dass sich in ihm etwas regte, was er bisher nicht verspürt hat. Er ahnte, dass sich dort etwas Geheimnisvolles, Aufregendes verbarg, ein Versprechen lag.

Ob sie wohl merkte, dass er gelegentlich dorthin sehe?, fragte er sich. Sie nahm jedenfalls keine veränderte Sitzposition ein, die ihn daran gehindert hätte, weiterhin gelegentlich dort hinzuschauen.

Kaum hatte er angefangen, sich so richtig wohl zu fühlen, war die Sitzung, so nannte Frau Schaffer das Gespräch, wieder zu Ende. Seine Mutter holte ihn ab. „Dann sehen wir uns nächste Woche“, sagte Frau Schaffer zum Abschied. Das war eine überraschende und gute Nachricht, dachte er. Er hatte nicht gewusst, dass es eine zweite Sitzung geben würde.

Für das nächste Treffen nahm er sich vor, nicht mehr nur gelegentlich nach dem weißen Dreieck zu sehen, sondern genauer hinzuschauen. Vielleicht gab es Neues zu entdecken, vielleicht konnte er dem Geheimnis des weißen Dreiecks näherkommen? Er hoffte, die Psychologin würde wieder das Kleid anhaben.

Aufgeregt und aufmerksam betrat er eine Woche später den Aufzug. Diesmal passte er auf, welche Etage die Mutter drückte. Schließlich konnte er nicht ausschließen, Frau Schaffer einmal auf eigene Faust besuchen zu wollen.

Sie öffnete die Tür. Da stand sie – und bot alles, was er in der Erinnerung an sie mitgenommen hatte. Wieder fixierte sie das Haar hinter den Ohren, trug ein kurzes Kleid, das die Figur – ihre Brüste, Taille und das sanft geschwungene Becken – nachzeichnete und lachte ihn einladend an.

„Komm herein“, sagte sie. Dabei war er schon fast in der Wohnung, kaum hatte sie die Tür geöffnet.

Seine Mutter und das, was die beiden beredeten, beachtete er nicht. Er war ganz auf die Zeit mit Frau Schaffer eingestellt. Der Freund schien nicht da zu sein. Das freute ihn. Er wollte Frau Schaffer nicht teilen und sich ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit sicher sein.

Sie gingen in das Besprechungszimmer und setzten sich in ihre gewohnten Positionen. Jetzt nahm er erneut alles wahr – den Raum, Frau Schaffer, die langen Haaren, das Kleid, das Klemmbrett und – ja, es war wieder da – das weiße Dreieck zwischen den übereinandergeschlagenen Beinen.

Diesmal sprachen sie über Freundschaften, darüber, was er in seiner Freizeit am liebsten tat, was er vermisste, und wovor er vielleicht Angst hatte. Bei alledem vergaß er nicht, immer wieder nach dem weißen Dreieck zu sehen. Er wollte wissen, ob weiterhin diese fremde Magie von dort ausging? Würde sich wieder das wundersame Gefühl entfalten? Er tat so, als müsse er über die Fragen nachdenken, und nutzte das nachdenkliche Vor-sich-Hinstarren zum Blick dorthin.

Dann stellte sie ihm eine Frage, die ihn überraschte. „Hast Du schon eine Freundin, oder hättest Du gern eine?“

„Ja“, schwindelte er, „klar habe ich eine Freundin.“

„Was macht Ihr denn so zusammen?“

Das war eine perfekte Vorlage. Er ließ seine Fantasie, in der er Bilder von sich küssenden Paaren sah, aufblühen. Er erzählte, was er bei Johanna, dem

Au-Pair-Mädchen seiner Familie, aufgeschnappt hatte, wenn sie von den Ausflügen mit ihrem Freund berichtete und reicherte die Schilderungen um eigene Einbildungen an. „Wir gehen ins Kino, im Park spazieren oder auch mal Eis essen“, sprudelte es aus ihm heraus.

„Küsst Ihr Euch auch?“, wollte Frau Schaffer wissen.

„Natürlich“, fabulierte er weiter.

Darauf wollte Frau Schaffer nichts Weiteres von seinem Zusammensein mit der Freundin wissen. Das enttäuschte ihn. Gern hätte er mehr erzählt, nicht nur, um ihr zu imponieren, sondern um mit ihr über das Küssen zu reden. Schließlich hatte er gesehen, dass sie das gern tat.

Wieder verabschiedete sich Frau Schaffer von ihm mit dem Hinweis auf eine weitere Sitzung. Er freute sich abermals und lief in den Gang hinaus zum Aufzug.

Bei ihrem dritten Termin trug Frau Schaffer kein Kleid. Sie hatte eine Hose und einen viel zu großen Pullover an.

„Der ist von meinem Freund. Er ist für einige Tage verreist. Jetzt trage ich einen seiner Pullover, damit ich ihm ganz nahe bei mir habe und an ihn denke“, kommentierte sie den Pullover, und schnüffelte in die Wolle. Christiaan fühlte sich abgewiesen, hintergangen und betrogen, weswegen er keine Lust hatte, sich anzustrengen.

Am Ende der Sitzung erklärte die Psychologin ihm, dass nun alles besprochen und sie froh wäre, dass er ein so lebhafter, positiver und fröhlicher Junge sei, und dass dies alles gute Voraussetzungen für sein weiteres Leben seien.

Er verabschiedete sich von ihr nur beiläufig und trottete traurig aus der Wohnung und in den Hausflur, Richtung Aufzug. Er hatte verstanden, sie nicht wiederzusehen.

Auf der Heimfahrt saß er still auf der Rückbank im Auto. „Was ist los?“, fragte ihn die Mutter.

„Erst musste ich lauter Aufgaben lösen, und dann quetschte mich diese Psychologin aus“, er vermied es, ihren Namen auszusprechen, „– mit lauter Fragen zu meinen Freunden, und was ich mir so wünschen würde. Und was habe ich jetzt davon? Ich weiß nicht, was das alles sollte oder wozu das gut war.“

„Sei nicht traurig, Christiaan. Die ersten beiden Male warst Du doch von Frau Schaffer ganz begeistert. Papi und ich treffen sie in ein paar Tagen, und sie wird uns erklären, wie wir Dir helfen können, damit Du Dir in der Schule mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen leichter tust.“

„Erzählt sie Euch, was wir alles besprochen haben?“ Ihm schwante Schlimmes: Würde Frau Schaffer berichten, dass er erzählt hatte, eine Freundin zu haben? Und hatte sie vielleicht doch gemerkt, dass er heimlich auf das weiße Dreieck geschaut hatte, und auch das seinen Eltern erzählen?

Er sah die Runde der Erwachsenen vor sich, wie sie sich spöttisch über ihn amüsieren und über ihn lachen würden. Bei diesem Gedanken stieg ein quälender Zorn, in ihm auf. Er fühlte sich von Frau Schaffer im Stich gelassen, nicht ernst genommen, verraten.

Noch während der Fahrt nachhause fing er an, darüber nachzudenken, wie er solche Situationen vermeiden, sich ihnen entziehen könnte. Er hatte noch keine Idee, auch keinen noch so vagen Plan. Aber die Lösung musste etwas damit zu tun haben, dass niemand über ihn bestimmen konnte. Das würde der Fall sein, wenn er erwachsen sein wird. In ihm keimte zum ersten Mal eine Idee auf, die ihn fortan nicht mehr loslassen sollte: Er musste das Kindsein schnellstmöglich hinter sich bringen.

Mit dieser Erkenntnis begann er, sein Handeln dahingehend zu prüfen, wie sich Erwachsene verhalten würden.

Nach dem Gespräch der Eltern mit Frau Schaffer erfuhr er, Legastheniker zu sein. Dabei würde, so erklärte ihm die Mutter, das Gehirn beim Lesen zwar alle Buchstaben und Ziffern erkennen, aber in der falschen Reihenfolge sortieren, was zu einem Lesesalat führte. Und genauso sei es beim Schreiben. Der Kopf wüsste, welche Buchstaben in die Worte müssten oder welche Ziffern in eine Zahl, aber der Kopf sortiere beim Schreiben eben manches in falscher Reihenfolge, wodurch Fehler entstehen.

Er war sich nicht sicher, was er von der Nachricht, Legastheniker zu sein, halten sollte. In jedem Fall war er froh, die Eltern nur ein bisschen enttäuscht zu haben. Immerhin hatten die Sitzungen nicht ergeben, dass er doof war. Ein Ergebnis, das er im Geheimen nicht ausgeschlossen hatte.

Orientierungslos

Die Turnstunden in der Schule gehörten zu den von Christiaan weniger geschätzten Unterrichtsfächern. Er war zwar fast der Größte der Klasse, aber schwächlich, und fiel bei Wettrennen schon mal über die eigenen Füße. Bei Ballspielen war er auch nicht gut – so wie der kleine flinke Manfred mit den Igelhaaren. Der fing jeden Ball, ohne sich wehzutun und warf beim Brennball scharf und traf zielsicher. Selbst der dicke Heribert, der in allen anderen Fächern noch schlechter war als er, walzte mit seiner Wucht alles nieder, was ihm auf dem Weg zum Tor in die Quere kam.

Robuster Körpereinsatz war nicht seine Sache weswegen Christiaan zur Erkenntnis kam, kein Fußballstar zu werden.

Aber auch die anderen Dinge, für die sich Gleichaltrige interessierten – ob Guppy-Fische züchten oder mit dem Elektrobaukasten experimentieren – überzeugten ihn nicht.

Er wusste nicht, wofür er brannte. Dennoch war er sicher, moralisch gefestigt genug zu sein und über den erforderlichen Heldenmut zu verfügen, sich beizeiten den wahren Herausforderungen des Lebens zu stellen – was auch immer das sein sollte. Er würde es schon herausfinden. Er musste sich also auf das Leben vorbereiten – und hatte keine Zeit für Dingen, die doch nur Kinderkram waren.

Neben seiner Orientierungslosigkeit machte er es seiner Umgebung aber auch sonst nicht immer einfach. Durch seine Fahrigkeit ging oft etwas schief. Das begann meist schon beim Frühstück. Er warf Dinge um und verursachte Unruhe und unnötigen Aufwand. Dann musste – mal wieder – ein Milchsee weggeputzt werden, womit – mal wieder – die Stimmung angekratzt war. Durch Konzentration und Besonnenheit wären die Unfälle vermeidbar

gewesen. Aber er war nun mal nicht konzentriert und besonnen, sondern impulsiv und sprunghaft.

Sein Gitarrenlehrer war ein freundlicher junger Mann mit Pferdeschwanz und viel Geduld. Aber nicht nur der, sondern auch Christiaan selbst merkten bald, dass Gitarre spielen auch nicht seine Gabe war. Und so verstrickte er den gutmütigen Lehrer während des Unterrichts in Gespräche über Musik, fragte ihn über sein Studentenleben aus oder ließ sich einen Flamenco vorspielen. Denn das konnte er immer besser: reden, ablenken, Erwachsene verführen.

Der Gitarrenlehrer machte bei dem Spiel eine Zeit lang mit, bis er ein schlechtes Gewissen bekam und Christiaans Eltern empfahl, obwohl er das Geld aus den Stunden eigentlich benötigte, den Unterricht zu beenden und das Thema vielleicht in einigen Jahren nochmals aufzugreifen.

Das Wissen um seine Unzulänglichkeiten stimmte ihn oft traurig und er versuchte den Mangel an Talenten zu verdrängen. Er war eben ein Kind ohne besondere Begabung – außer vielleicht geschickt und pausenlos zu redete oder irrwitzige Fantasiegebilde zu ersinnen und aufzutischen – bis er wieder einmal zehn Minuten Redeverbote auferlegt bekam.

Er beobachtete, dass dies alles den Vater zunehmend wenig Zuversicht in seine Zukunft haben ließ. Und die Mutter – was dachte sie über ihn? Christiaan hatte keine Vorstellung davon, ob sich die Mutter Gedanken über ihn machte.

Aufgeklärt

Er war neun Jahre alt, als er mit seiner jüngeren Schwester und der Mutter Urlaubstage mal nicht im Forsthaus verbrachte, sondern im Salzburger Land. Der Vater hatte wie immer keine Zeit. Die ältere Schwester war zu einem Sprachaufenthalt im Ausland.

Die Mutter entdeckte an einem Badensee eine geschützte Uferstelle, wo sie ohne Badebekleidung badeten. Das war Christiaan zwar nicht gewohnt, dachte sich aber nichts dabei. Oft hatte er als kleiner Junge mit der Mutter oder den Schwestern in der Wanne gesessen.

Als der Vater überraschend am Wochenende zu Besuch kam, zeigte der sich über die Nacktbaderei verwundert. Christiaan beobachtete, wie es aufmunternde Worte der Mutter bedurfte, bis auch der Vater ohne Badehose ins Wasser huschte. Zurück auf dem Handtuch, zog er sich rasch eine Badehose an.

Anlässlich dieser Geschehnisse stellte Christiaan fest, den Vater noch nie nackt gesehen zu haben. Und noch etwas glaubte er erkannt zu haben: Der Vater schien sich zu genieren. Das hätte er nicht für möglich gehalten.

Einige Zeit später wollte er wissen, woher die Kinder kommen. Bisher war er davon ausgegangen, dass sich nach der Hochzeit von Frau und Mann Kinder irgendwie, mit oder durch Gottes Fügung, einstellen. Eine Zeit lang glaubte er, Frauen würden Mädchen bekommen, und Männer Buben. Wie er auf diese Ideen gekommen war, hätte er nicht erklären können. Wo die Kinder dann abzuholen waren oder, wie er irgendwann mitbekam, diese in den Bauch

einer Frau hineinkamen und vor allem wieder heraus, hatte ihn bis dahin nicht interessiert.

Was ihm bei all dem Durcheinander aber gar nicht in den Kopf wollte, war, warum die Nachbarstochter ein Kind hatte, ohne verheiratet zu sein. Der liebe Gott konnte sich doch nicht so irren.

Er wollte Ordnung in diese Chaos bringen. Er fragte die Mutter, die ihm versprach, der Vater würde ihm, wenn er abends nachhause käme, alles erkläre.

Er wartete und lag schon im Bett, als der Vater sich zu ihm auf die Bettkante setzte und anfang, seine Fragen zu beantworten. Der Vater brachte für Christiaans Dafürhalten aber nur unverständliche Erklärungen hervor. Das veranlasste ihn nach einer Weile zu der Bemerkung, nun alles verstanden zu habe. Er hatte sein Geschick, Erwachsene auf beliebige Themenfelder zu lenken, genutzt, um den Vater aus seiner Not zu befreien.

Woher Kinder kamen, wusste er weiterhin nicht. Für das nötige Wissen sorgten irgendwann seine ältere Schwester und ein Aufklärungsbuch mit Illustrationen, das sie ihm zugesteckte – und irgendwann Brunhilde und ihr Talent.

Es verging noch eine ganze Weile bis er eines Nachts von einem wundersamen Gefühl aufwachte. Er erschrak. Sein Schafanzug und das Bett waren von einer klebrigen Nässe getränkt und am nächsten Morgen mit krustigen Flecken bedeckt. Was war das? Er wusste es nicht, und es bereitete ihm Sorge – eigentlich sogar Angst.

Dieses Ereignis wiederholte sich bald regelmäßig, und er fing an, die Angst um etwas wie Lust zu ergänzen. Und mit der Zeit wurde aus der Angstlust Lustangst, bis nur noch die Lust übrigblieb. Er lernte, rechtzeitig aufzuwachen und sich dem himmlischen Ereignis hinzugeben.

Er erlebte das Geschehnis mit allen Sinnen. Die Dinge in seinem Zimmer schienen für kurze Momente in die Ferne zu rücken, wurden klein und bekamen scharfe Konturen – so, als würde er verkehrtherum durch ein Fernglas schauen. Am nächsten Morgen rubbelte er die krustigen Stellen weich. Dass man dieses herrliche Gefühl auch selbst auslösen kann, entdeckte er erst später.

Blühende Fantasie

Seine blühende Fantasie beflügelte den Plan, das Kindsein so schnell als möglich hinter sich zu lassen. Er fing an, sich an älteren Jugendlichen und Erwachsenen zu orientieren. Wenn er bei Klassenkameraden zuhause war, suchte er das Gespräch mit älteren Geschwistern oder den Eltern. Eines Tages fragte ihn die Mutter eines Klassenkameraden, von der er wusste, dass sie eine bekannte Kinderbuchautorin war, wo er wohne. Wer Bücher schreibt, dachte er, dem muss ich eine besondere Geschichte erzählen.

„Wir wohnen in einem Zelt, in einem mehrstöckigen Zelt, mit sich elektrisch öffnenden Automattüren und mit Rolltreppen. Und das Zelt wird fast jeden Tag auf einer neuen Wiese aufgebaut.“ Er hatte das Gefühl, die Situation überzeugend dargestellt zu haben, denn die Mutter fragte nicht weiter. Er machte sich keine Gedanken, ob jemand seinen Geschichten misstraute oder sie weitererzählte. Wenn er erst einmal in Fahrt war, kannte er kein Halten mehr.

Auf dem Heimweg von der Schule trottete oft der dicke Heribert neben ihm her. Der war nicht nur furchtbar dick und meist langsam, sondern eben auch noch schlechter in der Schule. Dem Heribert erklärte er eines Tages, dass die Autos, die auf der Straße parkten, so viel gekostet hätten, wie die Zahl auf dem Nummernschild zeigte. Das wollte Heribert nicht glauben. Aber er war so geschickt in der Beweisführung, dass Heribert zuletzt von Christiaans tiefem Wissen um den Automarkt beeindruckt war.

Wenn es sein musste, weil er mal wieder vergessen oder keine Lust gehabt hatte, Hausaufgaben zu erledigen, ließ er eine Großmutter sterben. Dann erklärte er der Lehrerin am nächsten Tag, dass am Vortag die Beerdigung war und seine Mutter zu traurig, um eine Entschuldigung zu schreiben. Nach dem

er die Ausrede zum zweiten Mal vorgebracht hatte, kontaktierte die Lehrerin die Mutter. Neue Geschichten waren fällig.

Auf Grund der Legasthenie und zugleich seiner Sprachgewandtheit, kam er auf die Idee, Schauspieler oder, noch besser, Sänger zu werden. Dass er die Texte zunächst lesen und auswendig lernen müsste, blendete er aus, denn er hatte ein umfangreiches Schlagerrepertoire aus dem Radio im Ohr. Er musste nur eine Möglichkeit finden, sein Können unter Beweis zu stellen. Er fing an, allmorgendlich im Bus auf dem Weg zur Schule, zu singen. Seine ältere Schwester genierte sich und stieg an einer anderen Türe ein. Das war ihm egal. Er erkannte aber schnell, auf keine Resonanz zu stoßen.

Auch Selbstgespräche gehörten zu seinem Repertoire. Ohne seine Umgebung wahrzunehmen, sprach er mit sich über alles, was ihn bewegte. Und er sprach – egal, ob mit sich selbst oder mit seiner Umgebung – ohne Punkt und Komma. Das führte dazu, dass er, vor allem auf Autofahrten, wiederkehrend Redeverbot erhielt – wie immer für zehn Minuten. „Das hältst Du nie durch“, prophezeiten die Schwestern in Chor. Und so kam es regelmäßig. Er hatte immer und zu allem etwas beizutragen. Die Welt war einfach zu aufregend, als dass er sich seine Kommentare hätte verkneifen können.

Anlässlich eines Skiausflugs erfand der Vater ein Spiel, bei dem er und seine Schwestern je mit fremden Erwachsenen Schlepplift fahren und diese in Gespräche verwickeln sollten. Sie sollten so viel wie möglich über die Personen in Erfahrung bringen. Von jeder Liftfahrt kam er mit einer neuen Lebensgeschichte zurück. Fremde Menschen erzählten ihm die persönlichsten Dinge – wie sie hießen, woher sie kamen, wie lange sie im Urlaub sein würden, ob allein oder in Begleitung, ihr Alter, ob sie Kinder hatten, was sie arbeiteten. Kriegsversehrte, die mit nur einem Bein und speziellen Skikrücken auf den

Pisten unterwegs waren, fragte er nach den Phantomschmerzen, von denen er gehört hatte. Keine Frage, kein Thema war ihm ein Tabu.

Oben angekommen, erzählten die Geschwister dem Vater von dem Erfahrenen. Christiaan reicherte seine Berichte gelegentlich um rasch erfundene Zudichtungen an, weil er fand, dass so aufregende Geschichten daraus wurden.

Nur eines hätte er gern mit Gleichaltrigen geteilt: Das Leben als Pfadfinder. Er träumte von Lagerfeuern, Zeltübernachtungen und Schnitzeljagden. Das erlaubten ihm seine Eltern aber nicht – eine der wenigen Gelegenheiten, anlässlich derer sich Vater und Mutter einig waren: Kinder in Uniformen und in hierarchischen Strukturen, dazu mit Rangabzeichen auf der Kleidung, kamen für sie nicht in Betracht.

Familie I

Bei Klassenkameradinnen und Kameraden hatte er beobachtet, dass deren Familien eine verständliche Größe hatten. Meist gab es die Mutter und den Vater. In manchen Fällen gab es nur die Mutter. Dass es nur den Vater gab, kam nicht vor. Oft hatten sie auch Geschwister – und viele auch Großeltern. Das war übersichtlich und für Christiaan leicht verständlich.

In seiner Familie war das dagegen ganz anders – und erschien ihm ziemlich unübersichtlich. Da gab es neben seinen Eltern und seinen beiden Schwestern, die Eltern des Vaters, unverheiratete Tanten und ebensolche Großtanten, zudem sogenannte ausgeheiratete Tanten und Großtanten und eingeheiratete Tanten – aber nie eingeheiratete Onkel, das war in seiner Familie ein undenkbarer Vorgang. In die Familie einheiraten konnten nur Damen, aber niemals Herren.

Zudem gab es die „weitläufigen“ Verwandten, die denselben Familiennamen trugen wie er, aber einer anderen Linie angehörten.

Und dann gab es eine Vielzahl von noch weitläufigeren Verwandten – und da verlor er endgültig den Überblick oder konnte sich die Zusammenhänge nicht merken. Die Vorfahren der noch weitläufigeren Verwandten hatten in andere Familien ausgeheiratet und trugen nun deren Namen. Und auch diese Verwandten, mit einem anderen Nachnamen als er, hatten wiederum Nachfahren, die durch Heirat abermals anders hießen.

Trotz all dieses Durcheinanders waren alle diese Menschen irgendwie mit ihm verwandt und bezeichneten sich alle gegenseitig als Cousinsen und Vettern.

Spätestens alle drei Jahre trafen sich die Vettern und Cousinsen zu Familientagen. Da sollte er die Verwandten mit einem „Tante“ oder „Onkel“

vor dem Vornamen ansprechen und duzen, obwohl ihm die meisten fremd waren. Den weiblichen Verwandten, soweit sie verheiratet waren, sollte er zur Begrüßung zudem einen Handkuss geben. Das versuchte er zu vermeiden. Unverheiratete Damen bekamen in keinem Fall einen Handkuss, oder erst ab einem Alter, ab dem nicht zu erwarten war, dass sie noch heiraten würden.

Viele der Familienmitglieder waren aus seiner Sicht steinalt. Vor allem die Damen wurden mit viel Schwung, eiserner Disziplin und beängstigender Humorlosigkeit gern weit über neunzig.

Einige der Tanten hatten Gesellschafterinnen, die auch nicht viel jünger waren. Christiaan wusste nie, wer von den alten Damen Verwandtschaft und daher mit einem Handkuss, einem „Tante“ und einem „Du“ zu begrüßen war, und bei wem ein einfacher Handschlag und ein „Sie“ angezeigt waren.

Weibliche Namensträger wie seine Schwestern oder die Schwestern des Vaters die heirateten, heirateten aus – und in die Familie ihres Mannes ein. Ab diesem Zeitpunkt gehörten sie nicht mehr wirklich zur Familie. Und Damen, die in seine Familie einheirateten, so wie seine Mutter, gehörten im Grunde auch nie wirklich dazu.

Das alles fand Christiaan verwirrend. Aber die Erwachsenen, so kam es ihm vor, schienen das alles zu überblicken.

Das mit dem Ausheiraten und dann nicht mehr zur Familie zu gehören, fand er sein Leben lang genauso befremdlich, wie dass eingeheiratete Damen auch nie wirklich zur Familie gehören sollten.

Gewalt und Güte

Als er zur Welt gekommen war, war sein Großvater einundsiebzig Jahre alt und blickte auf ein bewegtes Leben zurück. Im Geburtsjahr des Großvaters hatte Kaiser Wilhelm I. in Berlin und König Otto I., flankiert von Prinzregent Luitpold, in München regiert. Geprägt von Kaiserreich und Pflichterfüllung hatte der Großvater als Kammerherr am Hof in München und im Ersten Weltkrieg als Beobachter bei den Fliegern gedient. Weniger standesgemäß war seine berufliche Laufbahn als Wissenschaftler und Professor an der Technischen Hochschule gewesen. Spät hatte er die erst 19-jährige Tochter eines Gesandten geheiratet. Mit ihr bekam er drei Kinder, zunächst zwei Töchter und schließlich einen Sohn, Christiaans Vater.

Den Großvater kannte Christiaan nur als weißhaarigen Herren, entweder im Anzug, häufig mit Weste, oder mit grauer Hose und Jackett, und immer mit weißem Hemd und Krawatte. Nur wenn der Großvater alljährlich für vier Wochen zur Sommerfrische ins Forsthaus kam, trug er gelegentlich Lederhosen und eine Trachtenjacke oder, an heißen Tagen, eine halblange Khakihose mit passendem Oberhemd, mit Brusttaschen und Schulterklappen.

Gelegentlich ging der Großvater mit ihm in eine nahe gelegene Gastwirtschaft zum Mittagessen. Dann musste Christiaan versprechen, der Großmutter nicht zu erzählen, dass der Großvater, zwei Halbe statt nur einer getrunken und das Essen nachgesalzen hatte. Beides wäre ihm nicht aufgefallen, blieb ihm aber durch das eingeforderte Versprechen umso fester haften.

Bei diesen Gelegenheiten erzählte der Großvater ihm, seinem einzigen Enkel, vom Leben zu Kaisers Zeiten und am Hof in München, vom Ersten

Weltkrieg, an den er seinen älteren Bruder verloren hatte und von den Widrigkeiten der Weimarer Republik.

Einmal erzählte der Großvater auch von der großen Inflation, während derer er sein Gehalt fast täglich anteilig ausbezahlt bekommen und sich anschließend gleich mit der Großmutter zum Einkaufen getroffen hatte, um der Geldentwertung bis zum Folgetag vorzubeugen. Und immer wieder berichtete der Großvater von Hitler-Deutschland, den Entbehrungen während des Zweiten Weltkriegs, den die Familie auf dem Land einigermaßen unbeschadet überstanden hatte, und seiner Gefangenschaft bei den Siegern, den amerikanischen Besatzern, bis zu seiner Entnazifizierung.

Darüber, ein braunes Parteibuch gehabt zu haben und nicht mehr in den Hochschuldienst zurückgeholt worden zu sein, sprach der Großvater nicht.

Als Bub hörte er sich diese Schilderungen an, die er nicht immer ganz verstand. Zugleich hätte er es nicht gewagt, die Ansichten des alten Herren zu hinterfragen, oder ihm gar zu widersprechen.

Sein fortgeschrittenes Alter hatte den Großvater nach der Rückkehr aus der Internierung veranlasst, seiner um dreizehn Jahre jüngeren Frau die Verantwortung für alle Familienangelegenheiten zu übertragen. So wuchs die Großmutter in die Rolle des Familienoberhauptes hinein. Dazu gehörte, dass sie in den 50er Jahren, als es wirtschaftlich aufwärts ging, den Führerschein erwarb, den der Großvater nie besessen hatte, und ein Auto angeschafft wurde.

Zur Betrachtung seines Lebens gehörte auch, dass der Großvater davon ausging, mit der durchschnittlichen Lebensdauer für Männer auszukommen. Als sein Alter die Grenze überschritt, wurde er nicht müde, sich als rentenpolitisches Zuschussgeschäft zu bezeichnen und laufend dafür zu entschuldigen, der Allgemeinheit auf der Tasche zu liegen. Das tat er, bis er im 96. Lebensjahr friedlich starb.

Von der Strenge der Erziehung, welche die Großeltern ihren drei Kindern hatten zuteilwerden lassen, erfuhr Christiaan nur allmählich und erstmals, als er selbst schon über dreißig Jahre alt war. So gab es für seinen Vater für jede nicht gekonnte Lateinvokabel vom Großvater eine Kopfnuss und für andere Vergehen sonstige Züchtigungen. Da musste es für seinen Vater wohl eine Gnade gewesen sein, mutmaßte Christiaan, in ein Internat gekommen zu sein, auch wenn die Erzieher dort wohl ebenfalls nicht zimperlich gewesen zu sein schienen.

Die beiden Töchter, seine Tanten, waren aufs Schärfste überwacht worden. Als die ältere der beiden, die sich weniger durch ihre schulischen Leistungen als durch Lebensfreude auszeichnete, unverheiratet schwanger wurde und der Kindsvater abgängig war, wurde sie bis zur Niederkunft im Forsthaus versteckt. Das neu geborene Mädchen, ihr Enkelkind, gaben die Eltern der jungen Mutter ohne deren Einwilligung unverzüglich zur Adoption ab.

Von weitem, ähnlichen Ereignissen erfuhr Christiaan später schrittweise.

Die Mutter ohne Kind, die gefallene Tochter, wurde auf eine Anstellung im fernen Frankfurt abgeschoben. Sie blieb aber trotz aller elterlicher Übergriffe eine pflichtbewusste, treue Tochter, die ein bis zwei Mal im Jahr mit dem Zug nach München reiste, um nach ihren Eltern zu sehen. Eine Übernachtungsmöglichkeit in der großen Wohnung boten die Eltern ihrer Tochter aber nicht. Stets wurde sie in einer nahegelegenen Pension einquartiert.

Christiaan erlebte anlässlich dieser Besuche ein scheues und verhuschtes Wesen.

Im Gegensatz zu diesen Erziehungsprinzipien erfuhren Christiaan und seine Schwestern von ihren Großeltern unendliche Güte und Großzügigkeit. Die Großmutter nutzte die ihr zugewiesene Position als Familienoberhaupt zu

allerlei Segnungen für die drei Enkel. So setzte sie, gegen den erbitterten Widerstand ihres Sohnes, Christiaans Vater, den Kauf einer ersten Hose für die ältere ihrer beiden Enkelinnen durch. Und auch für Christiaan ermöglichte sie während der Flower-Power-Zeit den Kauf einer Hose mit Blumenornamenten, die seinen Vater in gleicher Weise erzürnte, wie die Hose für die Schwester.

Die Großeltern hatten früh ein Fernsehgerät und bald einen Farbfernseher. Die Enkel durften Serien wie ‚Flipper‘, ‚Lassie‘ oder ‚Der Seewolf‘ ansehen. Im Haus am Park gab es hingegen keinen Fernseher. Der Vater war strikt dagegen.

Später, als erwachsener Mann führte Christiaan die großelterliche Güte auf tiefsitzende Schuldgefühle zurück. Von einer der beiden Schwestern des Vaters erfuhr er zugleich von bedrückenden Ereignissen, die ihr und ihrer Schwester, der Tante in Frankfurt, auch als erwachsene Frauen seitens ihrer Eltern weiterhin widerfuhren. Umso unverständlicher und zugleich bewundernswert war es Christiaan, dass die beiden Tanten ihren Eltern bis zu deren Tod loyal verbunden blieben.

Keine Lust mehr

Christiaan kam mit jedem ins Gespräch, fand stets Gesprächsthemen und verstand es, sich auf seine Mitmenschen einzustellen. Immer war er hilfsbereit und setzte sich gerne ein.

Eines Tages, als er mit Nachbarkindern auf der Straße stand, kam eine junge Frau mit kurzen dunkelblonden Haaren und fröhlichem Gesicht aus dem Gebäude auf der Straßenseite gegenüber. Sie lief auf die kleine Gruppe zu. Die Frau hatte sich ausgesperrt und fragte, ob jemand einen Schraubenzieher hätte, um das Schloss zu knacken. „Das klappt nie“, verkündete Johannes, der ältere Nachbarsjunge.

Christiaan lief in den Keller, holte aus der Werkzeugkiste des Vaters Schraubenzieher verschiedener Größen und ging mit der Frau in das Wohnhaus gegenüber.

Nach einigen Bemühungen gaben sie auf. Dafür wusste er zwischenzeitlich, dass die Frau Ulla hieß, Afrika liebt, in der Nähe bei einer Versicherung in der Buchhaltung arbeitete – und ein Pferd hatte.

Das Pferd hatte es ihm angetan, weshalb Ulla ihn zum Dank für seinen Einsatz um die erfolglose Türöffnung zu einem Besuch in ihrem Stall einlud.

An einem Sonntag stieg er morgens um sechs Uhr zu ihr ins Auto. Inzwischen wussten er und seine Eltern, dass es sich bei dem Tier um ein Rennpferd handelte, das in einem Stall nahe der Galopprennbahn am Stadtrand stand, und dass Ulla Amateur-Rennreiterin war und zu einer kleinen Schar von Frauenjockeys gehörte.

Er war begeistert, sah sich auf dem Weg zu einer Jockey-Karriere und wollte von Ulla alles lernen. Leider hatte im Stall niemand Zeit für ihn. Ulla musste dem Stallmeister beim Ausmisten der Pferdeboxen helfen, bevor sie ihr eigenes

Pferd versorgte. Anschließend ging es auf die Trainingsbahn, wo er abermals nichts beitragen konnte, außer zuzuschauen. Dabei hätte er gern mitgeholfen.

Gegen Zehn Uhr war alles rum. Die Jockeys, die Trainer und die Pfleger aller Ställe trafen sich im Jockey-Stüberl zum Frühstück. Da wurde es auch für ihn lustig. Ihm fiel auf, dass die meisten Jockeys kaum größer waren als er, der noch in die Grundschule ging. Ulla überragte die meisten ihrer Reiterkollegen. Schneewittchen und die sieben Zwerge – amüsierte er sich.

Einige weitere Male begleitete er Ulla sonntags früh zu ihrem Pferd, und bei anderen Gelegenheiten erlebte er von der Tribüne aus, wie sie an Galopprennen teilnahm.

Und dann passierte etwas Sonderbares: Die Geschäftsunterlagen zur Verwaltung des familiären Grundbesitzes wurden in einem Arbeitszimmer in der Wohnung der Großeltern verwahrt. In diesem Zimmer erledigte der Vater an den Wochenenden, wenn er nicht aufs Land fuhr, die nötigen Büroarbeiten.

Als er eines Samstagnachmittags spontan die Großeltern besuchte, hörte er die Stimme des Vaters durch die verschlossene Tür zum Arbeitszimmer. Er rannte, noch bevor die Großmutter ihn aufhalten konnte in das Zimmer. Dort stand der Vater, tief heruntergebeugt. Der Vater fuhr hoch und trat einen Schritt zurück. Dann sah er Ulla, die sichtlich erschrak. Die Großmutter kam angelaufen und entschuldigte sich, den Enkel nicht aufgehalten zu haben.

Was machte Ulla hier und bei seinem Vater?, durchfuhr es ihn. Das war doch seine Freundin.

Abends, beim Essen, kam die überraschende Begegnung nochmals auf. Der Vater erklärte beiläufig, Fräulein Hörning gefragt zu haben, ob sie sich mit Buchhaltungsarbeiten etwas dazu verdienen wolle. Auch für die Mutter war die Nachricht eine Neuigkeit. Sie ging aber nicht darauf ein.

Bei Christiaan löste das Ereignis eine Veränderung aus: Er hatte keine Lust mehr auf Ausflüge mit Ulla.

Kommunikation hat ein Geschlecht

Vom Forsthaus aus konnte Christiaan auf Skiern direkt zu einem kleinen Skigebiet abfahren, wo er meist Gleichaltrige aus dem Dorf traf. Wenn er niemanden traf, verstrickte er bei Liftfahrten Fremde in Gespräche – so auch eine Frau, von der er, als sie oben ankamen, wusste, dass sie Ärztin war, in einer Nachbargemeinde eine Praxis führte und wohnte, heute zum ersten Mal auf diese Skihänge gekommen und allein unterwegs war. Er bot an, ihr die verschiedenen Abfahrtsvarianten zu zeigen. So verbrachten sie den Nachmittag zusammen.

Er gab vor, Peter zu heißen und erzählte ihr auf der anderen Seite des Berges zu wohnen. Er hatte sich den fremden Namen gegeben, da er seinen nicht mochte. Er fand Peter, Michael oder Otmar, wie die anderen Burschen im Dorf hießen, schneidiger.

Gegen späteren Nachmittag machte sich die Ärztin auf den Heimweg. Sie revanchierte sich als Dank für seine Gesellschaft mit einer Einladung zu einem Wasserskiausflug im kommenden Sommer. Wasserski. Augenblicklich bekam er Panik. Er hatte Angst vor Wasser, zumindest davor, außerhalb von hüfttiefem Wasser zu schwimmen, soweit man das, was er dann tat, als schwimmen bezeichnen konnte. Und bei Wasserski würde man weit draußen auf dem See sein müssen, war er sich sicher.

„Hast Du das schon mal gemacht?“, fragte sie. Er gab sich lässig. „Das ist sicher einfacher als Abfahrtsskifahren.“ Ein bisschen angeben konnte nicht schaden, fand er. Sie fände ihn ohnehin nicht, schließlich hatte er ihr einen falschen Namen genannt.

Ein halbes Jahr später, während der Sommerferien, klingelte das Telefon im Forsthaus. Eine Frau wollte Peter sprechen. Nach kurzem Hin und Her bestand

die Vermutung, dass er gemeint war. Er erschrak, als er den Hörer ans Ohr nahm und die Ärztin die Einladung zum Wasserskiausflug wiederholte. Die Mutter übernahm abermals das Telefonat, ließ sich aufklären, lachte amüsiert und gab den Hörer schließlich wieder an Christiaan. Jetzt blieb ihm nur übrig, die Einladung anzunehmen.

Einige Tage später fuhr ihn die Mutter in die Nachbargemeinde zu seiner Verabredung – und war überrascht. Er hatte die Ärztin als ältere Frau in Erinnerung. Jetzt kam ihm eine sportlich gekleidete Frau schwungvoll und in bester Laune entgegen.

Sie fuhren an den See, machten das Boot fertig und steuerten aufs Wasser hinaus. Plötzlich rief die Frau ihm zu, seine Badehose anzuziehen.

Sich vor ihr umziehen, das ginge gar nicht. Aber er musste es tun. Umständlich zog er sich um, bis er schließlich, dünn wie er war, ängstlich dasaß und sich seinem Schicksal ergab. Das Boot kam zum Stehen, die Wasserski wurden ins Wasser geworfen. Die Frau forderte ihn auf, in den See zu springen und in die Gummigamaschen zu schlüpfen.

Statt zu springen, ließ er sich zögerlich ins Wasser gleiten. Er fragte erst gar nicht, wie tief der See an dieser Stelle war – es hätte nichts geändert. Hastig ergriff er einen der Ski. Der gab ihm zu seiner Überraschung Auftrieb. Dann befestigte er den zweiten und lag ausbalanciert im Wasser. Das war ein gutes Gefühl.

Er strahlte seine Gastgeberin an und griff selbstbewusst nach der Haltestange am Ende des Schleppseils. Die Ärztin hob den Daumen hoch. Er erwiderte das Zeichen. Das Boot fuhr an und nahm Tempo auf. Das Seil wurde länger und begann sich zu spannen. Gleich würde er elegant übers Wasser gleiten, freute er sich.

Das tat er nicht. Stattdessen pflügte er, Kopf voraus, durch den See und ein riesiger Schwall Wasser wurde ihm in Mund, Nase und Hals gepresst. Endlich ließ er die Stange los. Er ruderte mit den Armen, sucht nach Gleichgewicht und würgte, wie es ihm erschien, Unmengen Wasser hervor.

Das Boot war zwischenzeitlich ein gutes Stück entfernt und kam, wie er fand, in einem unnötig weiten Bogen und nur langsam wieder zu ihm zurück. Einstweilen war er allein mitten auf dem See. Oh, wie er sich ärgerte – und seine winterliche Angeberei verfluchte.

Die Ärztin hatte wohl bemerkt, dass er und Wasserski nicht zusammenpasste. Er musste keinen zweiten Startversuch über sich ergehen lassen. Den Rest des Tages, bis sie ihn am Forsthaus ablieferte, blieb er einsilbig.

Die Schmach des Ausflugs blieb ihm im Gedächtnis. Das durfte ihm nicht nochmal einmal passieren. Zugleich: Was hatte die Ärztin veranlasst, ihn, ein Kind, ausfindig zu machen, und das unter erschwerten Bedingungen – hatte er ihr doch einen falschen Namen genannt? Irgendetwas, als sie im Winter zusammen auf den Pisten unterwegs waren, musste sie angespornt haben, ihn ausfindig zu machen. Was es war, blieb ihm unklar.

Dafür war ihm etwas viel Gravierenderes klar geworden: So wie die Ärztin sich auf ihn eingelassen hatten, ließen sich Erwachsene oft auf ihn ein. Sie schienen gern von sich und ihrem Leben zu erzählen. Meist genügte ein Stichwort – und schon sprudelten sie los.

Vor allem waren es Frauen, die offen und intensiv auf Unterhaltungen mit ihm einstiegen – schneller und persönlicher als Männer dies taten. Seine Konsequenz: Wenn er sich im Kreis von Erwachsenen aufhielt, wandte er sich den Frauen zu – statt an die Männer, die mit sich, ihren Wichtigtuereien und

Angebereien beschäftigt waren. Das wollte er sich nicht anhören – das konnte er selbst.

Erwachsen werden

Laufend analysierte er sein Ziel, baldmöglichst erwachsen zu sein. Er sann nach Strategien, die ungeliebte Phase der Kindheit abzukürzen und möglichst schnell hinter sich zu bringen.

Dass er den Reifungsprozess nicht beschleunigen konnte, genauso wenig wie sein Wachstum, war klar. Da half nur Geduld. Aber immerhin: Er war größer als die meisten Gleichaltrigen. Und sein sicheres Auftreten und seine Sprachgewandtheit ließen ihn älter wirken, als er war. Das hatte er häufig zu hören bekommen. Er beschloss, darauf aufzubauen.

Seine Größe und Gewandtheit könnte er durch sein Äußeres verstärken, überlegte er. Kaum hatte er, zu seiner eigenen Überraschung, den Übertritt ins Gymnasium geschafft, bestand er beim Einkauf von Kleidung auf Hemden mit Kragen. T-Shirts, vor allem mit bunten Aufdrucken, waren für Kleinkinder und kamen gar nicht mehr in Frage. Zudem verweigerte er kurze Hosen und Sandalen. Seine Mutter gewährte ihm die Wünsche.

Dennoch waren ihm die Einkäufe mit ihr im nahegelegenen Kaufhaus ein Graus. Nachdem sie das Geschäft betreten hatten, mussten sie mit den Rolltreppen in den dritten Stock, um zur Herrenabteilung zu gelangen. Dabei kamen sie in der ersten Etage an der Miederwarenabteilung vorbei. Dort standen sie, die blass-beigen Rümpfe ohne Köpfe, Arme und Beine, auf denen mächtige, ja beängstigend bis bedrohlich wirkende Miederwaren aufgespannt waren. Die Farben der Mieder schwankten zwischen Pflasterton und verwelktem Wurstaufschnitt. Bei diesem Anblick wurde ihm regelrecht schlecht, und ein muffiger, pudriger Geruch stieg ihm in die Nase. Er wusste, wann sie an den Torsi vorbeikommen würden, und wandte den Kopf rechtzeitig ab.

Das Erwachsensein barg aber auch Geheimnisse. Am Gymnasium hatte er Frau Weiss als Englischlehrerin. Sie war jung, hatte kurze dunkle Haare und war immer feminin und zugleich sportlich gekleidet. Und: Sie fuhr ein Cabrio. Alle Jahrgangsstufen waren begeistert von ihr und die meisten Schüler der Oberstufe waren in sie verknallt.

Eines Tages bekam er auf der Heimfahrt mit der Straßenbahn eine Unterhaltung von Schülern der Oberstufe über die Englischlehrerin mit. Die Großen saßen ihm gegenüber, auf der langen Sitzbank, die in einem Stück von vorn bis hinten durch den Wagon reichte. Er hörte einen von ihnen losprusten: „Die Weiss nimmt garantiert die Pille.“ Ein anderer fügte hinzu: „So, wie die aussieht, kann das nicht anders sein.“ Dann folgten noch ein paar Kommentare zu Frau Weiss und der Pille – was immer das auch sein mochte, Christiaan hatte keine Ahnung. Dafür war er überzeugt, dass es sich für eine Dame, und das war Frau Weiss in seinen Augen in jedem Fall, nicht schickte, die Pille zu nehmen. So etwas machte seine Lehrerin bestimmt nicht, war er sich sicher.

Als Kavalier sprang er der abwesenden Lehrerin zur Seite, mischte sich in das Gespräch der Oberstufenschüler ein und wies sie zurecht. Darauf herrschte für einen kurzen Moment Stille im Wagon, bis die Großen in schallendes Gelächter ausbrachen. Sie machten sich nicht einmal die Mühe, seinem ritterlichen Einsatz zu erwidern.

Mit gut zwölf Jahren beschloss er, fortan seine Kleidung allein zu kaufen, und zwar in Geschäften seiner Wahl, um sich dem Miederwaren-Martyrium im Kaufhaus nicht mehr aussetzen zu müssen. Nur noch einmal betrat er das Warenhaus.

Seine Mutter hatte ihn beauftragt, zwei Waschlappen und ein Stück gut duftender Seife als Geburtstagsgeschenk für das zu Körpergeruch neigende Hausmädchen zu kaufen. Er beschloss, das Geld zu behalten und

Waschlappen und Seife zu klauen. Prompt wurde er vom Kaufhausdetektiv erwischt und kam als Ersttäter mit einer Verwarnung davon – und mit Hausverbot, was ihn mehr amüsierte als betroffen machte.

Bald nach dem Zusammenstoß mit dem Kaufhausdetektiv stellte er fest, eine Brille zu benötigen. Das kam ihm gerade recht, machte eine Brille doch reifer, so sein Kalkül. Als Brillenfassung wählte er die Pilotenform. So, mit langer Hose, Hemd mit Kragen, Slippers, Brille und etwas längeren Haaren, ging er gut für sechzehn durch, obwohl er kaum dreizehn war. Das genügte ihm. Aber schon bald nutzte er diese Metamorphose, um Kinofilme, die ab sechzehn freigegeben waren, anzusehen und in Kneipen Bier zu bestellen. Nie wurde er nach seinem Alter gefragt.

IV

Als es ernst wurde

.....

Penthouse II

.....

Penthouse II

Drei Wochen vor dem Beginn der letzten Sommerferien vor dem Abiturjahr erreichten ihn Berichte von außergewöhnlichen Festen in einer extravaganen Wohnung. An jedem dritten Donnerstag im Monat konnte kommen, wer davon wusste. Zusammen mit einigen Freunden streifte er durch die riesige Wohnung, die sich über das gesamte Obergeschoss des Hauses – das Penthouse, wie er zwischenzeitlich wusste – erstreckte.

Dass hier niemand wohnte, war unübersehbar. Weder befanden sich persönliche Gegenstände in den Bädern noch gab es Schlafzimmer. Alles war auf Begegnung und Feiern ausgelegt. Die Einrichtung war eine kuriose, etwas chaotische Mischung aus modern, kombiniert mit alten Stücken und Kitsch. Alles stand wie zufällig umher. In zwei großen Räumen hingen transparente Tücher wie Raumteiler von der Decke. Es war ein warmer Sommerabend, niemand hielt sich in den Räumen auf. Die Gäste verteilten sich über drei Dachterrassen.

Es dauerte nicht lange, bis ihm und seinen Freunden Getränke angeboten wurden, verbunden mit der Aufforderung, sich im Weiteren in der Küche selbst zu bedienen. Sie standen auf einer Terrasse, während sich die Abenddämmerung über die Szenerie legte.

Er beobachtete das Treiben und stellte fest, dass seine Altersgruppe in deutlicher Minderheit war. Die meisten der hundertfünfzig oder gar zweihundert Gäste waren älter, teils im Alter seiner Eltern. Das schien keine Rolle zu spielen. Alle kamen rasch ins Gespräch. Und so lernte er sie kennen.

Sie sprach ihn an, fragte nach Feuer für die Zigarette, und schon plauderten sie. Er merkte, wie seine Freunde ihn beobachteten. Das störte ihn.

Entsprechend gab er sich der Frau gegenüber, deren Namen er nicht wusste und sich nicht traute, danach zu fragen, reserviert.

Dennoch sah er sie verstohlen an. Sie war groß, schlank, hatte braune Haare, die ihr wellig über die Schultern fielen. Ihr Gesicht war faszinierend. Sie sah auf eine eigene, eine ganz besondere Art anziehend aus. Ihre Züge waren ungewöhnlich, ausdrucksstark und reizvoll – eher sanft, und auch geheimnisvoll. Der Teint dunklen.

Er spürte, wie sie ihn mit ihren wachen braunen Augen ansah. Ihr Blick ruhte auf ihm. Er konnte sie fühlen – die Stahlen, mit denen sie sein Gesicht erfasste, an seinen Augen haftete, gelegentlich zu seinen Händen glitt und wieder zu seinen Augen zurückkehrte. Nicht ein einziges Mal schweifte ihr Interesse von ihm ab – in die Umgebung um sie – hinter ihm.

Es erschien ihm, als würde sie mit ihrer Gegenwart, mit ihrem Blick seine Atmung, seinen Puls, seine Gedanken, sein Sprechtempo, seine Absichten beeinflussen, ja steuern.

Zugleich war auch sein Blick an sie geheftet – mäanderte zwischen ihren Augen und den verlockend schönen Lippen. Geschwungen und leuchtend rot umrundeten sie den großen Mund, der sich sanft und doch intensiv bewegte, während sie sprach oder an der Zigarette zog. Sein Blick hatte sich in ihren, ihr Blick in seine verhakt. So etwas hatte er noch nicht erlebt – eine solche Hinwendung zu einem Gespräch – an ihn. Er fühlte sich in Trance.

Nur beiläufig nahm er ihre Kleidung wahr: ein Overall, wie ein Jetpilot. Nur nicht olivgrün, sondern weiß. Ein Gürtel betonte die Taille. Sie unterschied sich deutlich vom Modebild der anderen Frauen. Außer einer flachen Abendtasche unterm Arm, schien sie nichts dabeizuhaben.

Irgendwann fragte sie ihn nach seinem Namen. Auch in dieser einfachen Frage schwang alles mit, was sie ausmachte. Ihre Stimme hatte ihn vom ersten

Moment an zappelig werden lassen, hatte ihn elektrisiert. Die Stimme war ruhig – oder eher sanft? – in jedem Fall aber auch kraftvoll. Eine raue Färbung klang mit.

Ihre Worte, und die Eleganz und Intensität, mit der sie sprach, Themen anriss und wieder davonfliegen ließ, unterstrichen ihre Präsenz. Er spürte, nicht von ihrer Seite weichen zu wollen.

Er nannte ihr seinen Namen, worauf sie ihre Clutch öffnete, eine Visitenkarte herausholte und ihm gab. Fester Karton, ein leicht getöntes Weiß, ihr Vorname: Regina – und ihr Nachname. Englische Schreibschrift – gestochen scharf. Über dem Namenszug ein geprägtes Wappen.

Reginas Glas war leer. Er bot an, ihr etwas zu trinken zu holen. „Ich komme mit, mal sehen, was es sonst noch gibt.“

Sie hatte ihn aus dem Kreis seiner Freunde gelöst.

In der Küche mixten sie Gin Tonics und gingen in Richtung einer der anderen Terrassen – auf der sich keiner seiner Freunde aufhielt. Er war erleichtert.

Beim Übertreten der Schwelle stolperte Regina. In einem Reflex hielt er ihr eine Hand entgegen. Statt die Hand zu ergreifen, umfasste sie mit dem Arm seinen Rücken, stützte sich kurz ab und beließ dann den Arm wo er war, glitt herab und platzierte ihre Hand auf seine Hüfte.

Er blickte sie kurz an und führte sie zum Terrassengeländers. War es er, der sie führte?, fragte er sich. Dabei wusste er, dass sie es war, die die Abläufe, ihn und die Ereignisse lenkte.

Sie lehnten am Geländer. Wie magnetisiert schmiegt sich ihre Schultern und Hüften immer wieder aneinander. Anfänglich gelegentlich, wie zufällig und versehentlich, und nur sanft.

Er kannte das – dass Mädchen auf ihn zugingen, den ersten Schritt machten. Kurz dachte er an Susanne und an Bruni. Dann an Inne, die kein Mädchen, sondern eine Frau war. Sie hatte nicht den ersten Schritt getan, dann aber die Regie übernommen.

Und jetzt Regina. Bei ihr erschien ihm alles nochmals anders. Auch sie war älter als er. Wie alt war sie? Er konnte es nicht abschätzen. Bekam die Frage eine Routine? War sie dreißig, vielleicht fünfunddreißig oder älter? Sie gefiel ihm jedenfalls. Nur die Umgebung, im Blickfeld der Gäste mehrheitlich im Alter seiner Eltern, verunsicherten ihn. Was sollte er von alledem halten – von ihr, ihrer Erscheinung – ihrer Fixierung auf ihm?

Er dachte an seine Freunde, mit denen er hergekommen war. Wo waren sie? Beobachteten sie ihn, ohne dass er es merkte? Würde er sich in den kommenden Tagen schelmische, hämische Kommentare anhören?

Einige weitere Gin Tonics und ein paar Küsse später hauchte sie ihm ins Ohr, nun zu gehen – und ob sie morgen zusammen etwas unternehmen wollten – sie hätte eine Idee. Er nickte. Musste die Schule eben einen Tag auf ihn verzichten. Er war achtzehn und konnte sich selbst entschuldigen. Außerdem waren es nur noch wenige Tage bis zum Beginn der Sommerferien.

Er begleitete sie zu ihrem Auto – und es kam, wie es kommen musste. Sie setzten sich in ihr himmelblaues Vehikel, und dort überließ sie ihm das Feld. Er beugte sich für einen Abschiedskuss zu ihr. Ihre Zungen fanden sich und verschlangen sich ineinander.

Eine kleine Erinnerung wollte er ihr mitgeben – auf die Heimfahrt. Eine Erinnerung an den Abend, an ihr Kennenlernen – an ihre Initiative, ihn kennenzulernen.

Mehr schüchtern als vorsichtig zog er den Reißverschluss des Overalls ein Stückweit herunter. Sie ließ es zu. Seine Hand glitt unter den Stoff, fand, was

sie erwartet, was sie erhofft hatte zu finden. Er spürte sie – ihre sanfte Wärme – alles war weich und zugleich fest. Ihre Haut war glatt, geschmeidig, seidig. Ihre Rundungen schmiegte sich in seine Hand, wurden fest. Er schmolz. Er genoss es, sich beim Zusammenspiel der Körper zu verlieren. Nie war es gleich – jedes Mal eine neue Entdeckungsreise in andere Sphären, mit unterschiedlichem Ausgang. Nichts glich der Hüftlinie einer Frau, nichts fühlte sich so elegant an wie eine schöne Taille und eine zarte Bauchwölbung. Zärtlich folgten die Finger den Konturen, spürten Wellen von Gänsehaut.

Er nahm ihren schweren Atem wahr. Sie erwiderte seine Liebkosungen und vergrub ihre Finger in seinen Haaren.

VI

Die späten Jahre II

Bald 14 Uhr

Bald 14 Uhr

Während er auf Henriette wartet, sitzt er im Wohnzimmer und trinkt Kaffee. Die Terrassentüren sind offen, die warme Frühjahrluft strömt herein. Seine Gedanken schweifen in weit zurückliegende Vergangenheiten. Sein Leben war aufregend gewesen – aber auch kantig, mit scharfen Ecken und ein paar harten Brüchen: Familie, Schule, Beziehungen, Ehe und schließlich das Zerwürfnis mit dem Vater, zwei Jahre vor dessen Tod, über das es keine Aussprache, keine Versöhnung mehr gab.

Er denkt an seine Sturm- und Drangzeit. Ihm kommt die Phase in den Sinn, als ihm Beziehungen mit Mädchen seines Alters reizlos erschienen. Er hatte die Anziehungskraft erfahrener Frauen erlebt – ihren souveränen Charme und ihre ungenierte Leidenschaft. Geziertheit und Zickigkeit waren ihnen fremd. Ihre Zügellosigkeit war unwiderstehlich. Warum hätte er sich den Verlockungen widersetzen sollen, nicht erliegen wollen? Sie waren zehn, oder ein paar Jahre mehr älter als er gewesen. Er hatte verstanden, dass manchmal kleine Anspielungen und etwas Geduld genügten, bis sie seine Avancen zu ihren machten.

Gegen Ende des Studiums rückten wieder Frauen seines Alters in seinen Fokus. Dabei ist es geblieben.

Seit der Scheidung sind seine Begleiterinnen jünger als er, wenn auch nur unwesentlich. Die Vorstellung an eine Beziehung mit einer um zehn, fünfzehn oder gar mehr Jahre jüngeren Frau widerstrebt ihm. Ihre Themen würden nicht seine sein. Und die Hoffnung, als Mann seines Alters, durch eine junge Frau so etwas wie Jugendlichkeit zu erhaschen, scheint ihm eine trügerische, eine tragische Erwartung – dünnes Eis, auf dem man leicht einbricht und darunter den Anschluss verliert. Er denkt an seine Tanzkursabschlusspartnerin. Sie

waren sechszehn. Mit siebenundzwanzig heiratete sie einen um fast dreißig Jahre älteren Mann. Wie unterschiedlich Lebenskonzepte, Lebensläufe sein konnten.

Aus seiner Sicht ist jeder Tag der Beginn einer neuen Generation – die andere, eigene Diskussionen verlangen. Die Fragestellungen junger Frauen würde er nicht diskutieren wollen – es wären nicht seine. Die Fragen seiner Generation hatte er zu seiner Zeit diskutiert und durchlebt. Die zu seiner Zeit wichtigen Herausforderungen – Puky oder Kettcar, Märklin oder Fleischmann, Faller oder Carrera, Stones oder Beatles, schwul oder hetero – hatte er in den für ihn relevanten Jahren geklärt.

Und was ist geblieben? Unauslöschliche Andenken an mit Weggefährtinnen und Gefährten gemeinsam erlebte Abenteuer, erfahrene Offenbarungen und durchstandene schmerzliche Erfahrung – und das Vertrauen, sich vereint mit ihnen immer daran erinnern zu können.